

Der Steinarbeiter

Zeitschrift des Zentralverbandes der Steinarbeiter Deutschlands

Erscheint wöchentlich. — Bezugspreis monatlich 0.20 Rentenmark. — Belegungen nur durch die Post, eingetragen in der Reichs-Postliste unter Nr. 1628. — Kreuzbandsendungen und Postüberweisungen durch die Verlagsstelle des Verbandes der Steinarbeiter finden nicht statt.

Schriftleitung und Verlag in Leipzig, Zeitzer Straße 30, IV., (Wolkshaus) Aufgang B oder C. — Tel. 27 503

Die Anzeigengebühr beträgt für die doppeltso große Kleinzeile 0.40 Rentenmark. Aufnahme nur bei vorheriger Gebühren-Einsendung auf Postcheckkonto Leipzig 56383; Kassierer: L. Geit, Leipzig, Zeitzer Straße 30, IV. (Wolkshaus). — Rabatt wird nicht gewährt.

Nr. 26

Sonnabend, den 28. Juni 1924

28. Jahrgang

Achtung! Zahlstellentaxierer und Revisoren!

Um die Vorarbeiten zur bevorstehenden Beiratskonferenz erschöpfend vornehmen zu können, sind die Abrechnungen vom 2. Quartal unter allen Umständen spätestens bis zum 15. Juli d. J. an den Hauptvorstand einzusenden. Besondere Beachtung ist der Ausfüllung der Mitgliederbewegungs-Tabelle zu schenken, auch ist anzugeben, wieviele der Mitglieder vorher dem Steinarbeiterverbande angehört haben. Die zur Zeit arbeitslosen Mitglieder werden selbstverständlich auch als Mitglieder gezählt, soweit sie sich selbst noch als solche betrachten. Die Beitragsfreiheit während der Arbeitslosigkeit ändert an dem Mitgliedschaftsverhältnis nichts.

Der Vorstandsvorsitzende

Vom Klassenkampf.

(E. W.) Kein Wort spielt wohl in der Arbeiterbewegung eine größere Rolle wie das Wort Klassenkampf. Und doch werden sich viele über Wesen und Bedeutung dieses Wortes als Begriff nicht vollständig klar sein. Versuchen wir, es den Kollegen klarzumachen, damit sie nicht nur gefühlsmäßige, sondern verstandesgemäße, überzeugte Klassenkämpfer werden, und, soweit sie es bereits sind, diese kleine Lektion zur Weiterverbreitung benutzen können.

Der Klassenkampf setzt zwei oder mehrere sich bekämpfende Bevölkerungsklassen voraus. Untersuchen wir zunächst, ob diese Voraussetzung erfüllt ist. Bilden die Arbeitnehmer und Arbeitgeber überhaupt zwei besondere Klassen, sind sie nicht vielmehr auf Gewinn und Verlust miteinander verbunden? Ja und nein! Rein äußerlich betrachtet: ja! Sehen wir den Betrieb (als Sammelname für sämtliche Betriebe) mit seinen leitenden und ausführenden Personen als eine Einheit an, so haben natürlich Arbeitgeber und Arbeitnehmer das gleiche Interesse an seinem Gedeihen. Die sozialen Unterschiede zwischen Arbeitern und Arbeitgebern sind jedoch so einschneidender und allgemeiner Natur, daß sie als Klassenunterschiede gekennzeichnet werden müssen. Während zum Beispiel die Arbeitgeber, sei es um des Profits willen oder um Konkurrenzfähigkeit zu sein und zu bleiben, das Interesse haben, das Arbeitsprodukt so billig wie möglich hergestellt zu erhalten, was sie durch möglichst niedrige Löhne und möglichst lange Arbeitszeit zu erreichen suchen, sind die Arbeiter darauf bedacht, in möglichst kurzer Arbeitszeit möglichst viel zu verdienen, damit sie sich und ihre Angehörigen ausreichend versorgen und sich auch im übrigen dem Wohl ihrer Familie und dem Allgemeinwohl widmen können. Ein weiterer Unterschied liegt in der wirtschaftlichen Stärke der beiden Faktoren. Der Arbeitgeber ist im Besitze der Produktionsmittel, der Arbeitsstätten, des Rohmaterials, der Werkzeuge und des flüssigen Betriebskapitals, während der Arbeitnehmer nur im Besitze seiner mit seiner Person eng verbundenen Arbeitskraft ist. Seine wirtschaftliche Abhängigkeit vom Arbeitgeber ist viel größer als die Abhängigkeit des Arbeitgebers von Arbeitnehmer, wenn auch letzterer nicht ganz unabhängig von den Arbeitnehmern ist, wie sich bei vielen wirtschaftlichen Kämpfen schon gezeigt hat. Die Klassenunterschiede zwischen Unternehmern und Arbeiterschaft lassen sich beliebig vermehren, zeigen sie sich doch auf allen Gebieten. Vermöge ihres wirtschaftlichen Übergewichts spielen die Unternehmer im Wirtschaftsleben eine viel größere Rolle als ihnen an Zahl zusteht. Selbst wenn wir ihren leitenden Funktionen, soweit Unternehmer an der Leitung des Produktionsprozesses überhaupt beteiligt sind, eine höhere Bewertung beimessen als in der bloßen ausübenden Tätigkeit der Arbeiter, so erhalten sie das Hauptgewicht doch nur durch den Besitz der Produktionsmittel, deren Ueberführung in Gemeingut der Sozialismus erstrebt.

Die vorstehend nur ganz kurz skizzierten Klassenunterschiede im Berufsleben führen ohne weiteres zu Klassenunterschieden, die also nicht, wie fälschlich behauptet, von den sozialistisch gesinnten Arbeiterführern erst geschaffen wurden, um die Angehörigen der Arbeiterklasse zu revolutionieren, sondern die von ihnen den Arbeitern als die Ursache ihres wirtschaftlichen Tiefstandes enthielt wurden.

Mit Unterschieden und Gegensätzen ist jedoch noch keineswegs eine Beteiligung aller Klassenangehörigen am Klassenkampf verbunden. Viele Kräfte waren und sind heute noch am Werke, die Gegensätze abzuschleifen, zu verkleinern und zu überbrücken. Während der Radikalist, von verantwortungslosen Führern getrieben, unvorbereitet, ungerüstet, die sichere Niederlage vor Augen, blindlings in den Kampf hineinrennt und selbst bei nachfolgender völliger Verelendung den Verzweiflungskampf fortsetzt, ist der von den Unternehmern mehr oder weniger gebildete, geförderte oder ausgehaltene Wirtschaftsfriedliche unter keinen Umständen zu bewegen, den Kampf mit seinen Klassengegnern aufzunehmen. Eine sonderbare Stellung nimmt der christliche Berufskollege (die christliche „Steinarbeiter-Zeitung“) zum Klassenkampf ein. Trotzdem er einsteht und dieses ausdrücklich hervorhebt, daß der größte Teil des Unternehmertums seine gegenwärtige Macht rückwärtslos gegen die Arbeiterschaft ausnutzt und den Klassenkampf von rechts führt, wehrt er gegen die Sozialisten und die freien Gewerkschaften, weil sie sich nicht vom Klassenkampf trennen und sich angeblich nicht auf den Boden realer Tatsachen stellen. Nach seiner Meinung ist die sozialistische Bewegung schuld am Nichtzustandekommen einer Volksgemeinschaft.

Was ist nun richtig? Die Kritiker von links behaupten, die Gewerkschaften haben den Klassenkampfstandpunkt verlassen und verlangen von ihnen schnelle Umkehr. Die Kritiker von rechts behaupten und verlangen das Gegenteil. Wer die freie Gewerkschaftsbewegung rein objektiv beurteilt, wird jedenfalls zu dem einzig möglichen Schluß kommen, daß sie wie in der Vergangenheit so auch in Zukunft den realen Tatsachen Rechnung trägt und ihre ganze Kraft dem sich in den verschiedensten Formen abspielenden, vom Unternehmertum begonnenen Klassenkampf widmet. Ueber ihre Kraft hinauszugehen, muß sie jedoch nach wie vor ablehnen, weil damit nicht der Arbeiter, sondern der Unternehmertum gedient wird, wie zahlreiche gescheiterte, radikalistische Kampfhandlungen beweisen. Eine Ueberspannung der Kräfte führt letzten Endes genau so zur Ohnmacht, wie der Nichtgebrauch der

vorhandenen Arbeiterkräfte die natürliche Uebermacht der wirtschaftlichen Unternehmerkräfte noch erhöht.

Aus den Klassenunterschieden ergeben sich die Klassenunterschiede der sich täglich, ja stündlich vor unsern Augen abspielende Klassenkämpfe, in dem die kleinen und großen Gewerkschaftskämpfe nur Teilhandlungen darstellen. Wer sich diesen entzieht, verrät die Interessen seiner Klassengenossen und wird zum bloßen Nutznießer der Erfolge seiner kämpfenden Genossen, wie umgekehrt auch der Schaden unvorbereiteter, undisziplinierter Sonderkämpfe von der gesamten Klasse getragen werden muß.

Für die freien Gewerkschaften ergibt sich aus dem Vorhergehenden ein Festhalten an der bisherigen Taktik. Wer zur Stärkung der Gewerkschaften beiträgt, fördert den erfolgreichen Ausgang kommender Kämpfe, die, wie ihre Vorgänger, immer nur Teile des gewaltigen Klassenkampfes sind. Die Arbeiterschaft ist, gewerkschaftlich, politisch und kulturell gesehen, mitten drin in diesem Kampfe, auch wenn sie das Wort Klassenkampf nicht immer im Munde führt.

Die Gewerkschaftsinternationale.

Die Amsterdamer Gewerkschaftsinternationale war am 1. Juni in Wien zusammengetreten, um Rechenschaft abzulegen über die in den verflochtenen zwei Jahren geleistete Arbeit und um neue Wege zu weisen. Seit dem Wiederaufbau des Internationalen Gewerkschaftsbundes haben Kongresse getagt 1919 in Amsterdam, 1920 in London und 1922 in Rom.

Der dem Wiener Kongreß unterbreitete Geschäftsbericht für 1922/23 umfaßt 176 Druckseiten und dient als Beweis für das umfangreiche Tätigkeitsgebiet, das der IGB auf gewerkschaftlichem, wirtschaftlichem, sozialpolitischem, politischem und kulturellem Gebiet mit Erfolg bearbeitet hat. Der internationale Solidaritätsgedanke hat in den wenigen Jahren nach Beendigung des Krieges tiefe Wurzeln geschlagen, dank des Zusammenwirkens der Gewerkschaften aller Länder.

Im Anschluß an den Kongreß in Rom wurde Leipzig in das Bureau des IGB. berufen, ferner traten Graßmann und Aufhäuser als Vorstandsmitglieder ein. Als Sekretär ist Sassenbach eingetreten und Edo Fimmen Ende des Jahres 1923 ausgeschieden. Die Wirtschaftskrise veranlaßte auch den IGB. zu einschneidenden Personalabbau.

Trotz der einsetzenden Weltkrise und der damit verbundenen Arbeitslosigkeit zählte der IGB. am Schlusse des Jahres 1923 mehr als 16½ Millionen Mitglieder in 22 Landeszentralen, die sich auf 28 internationale Berufssekretariate verteilen.

Während der Berichtszeit sind Norwegen, Argentinien und Peru aus dem IGB. ausgeschieden und Jugoslawien, Rumänien, Palästina hinzugekommen. Die amerikanischen Gewerkschaften sind dem IGB. bisher nicht angeschlossen; es besteht jedoch begründete Aussicht, daß die bisherige Verständigung und Zusammenarbeit zum Anschluß in absehbarer Zeit führen wird. Als ein gutes Vorzeichen wird die Beteiligung der American Federation of Labor an der Unterzeichnungsaktion für die deutschen Gewerkschaften bezeichnet.

In scharfem Kampf gegen den IGB. steht die von der kommunistischen Internationale eingesehene Rote Gewerkschaftsinternationale, der die Aufgabe gestellt ist, einen unerbittlichen Kampf gegen die „gelben Verräter“ allerorts zu führen. Wiederholte Verhandlungen zwischen russischen Gewerkschaftsvertretern und dem IGB. zu dem Zweck, eine gewerkschaftliche Einheitsfront herzustellen, sind restlos gescheitert. Auch die Bemühungen russischer Gewerkschaften, auf dem Wege über die internationalen Berufssekretariate in die Amsterdamer Internationale einzudringen, sind bisher ziemlich erfolglos geblieben. Die Berufssekretariate haben sich damit hinter die Beschlüsse des IGB. gestellt und die organisatorische Einheit dadurch gewahrt. Würde die gewerkschaftliche Internationale durch Amerika und Rußland verstärkt werden können, dann hätte die Reaktion in allen Ländern weniger leichtes Spiel. So aber erschöpft sich die einzige Betätigung der Roten Gewerkschaftsinternationale in einem verleumderischen Kampf gegen die eigenen Klassenangehörigen und führt damit die Schwächung der gewerkschaftlichen Machtpositionen in fast allen Ländern herbei.

Gegen Krieg und Militarismus, die fürchterlichsten Geißeln der Menschheit, richtete sich eine der Hauptaufgaben des Bundes. Statt Völkerverhetzung und Völkertrennung fordert die Internationale der Gewerkschaften die Völkerveröhnung. In Verfolg der Kongreßbeschlüsse in Rom faßten die Transportarbeiter, Metallarbeiter und Bergarbeiter auf ihren internationalen Kongressen kraftvolle Beschlüsse, durch die sie künftige Kriege unmöglich machen wollen. Der IGB. gründete außerdem einen Antikriegsfonds, um die Mittel zu einer umfangreichen Propagandaarbeit für den Friedensgedanken zu bekommen. Im Juli 1922 fanden in allen Ländern gewerkschaftliche Demonstrationen gegen den Krieg statt.

Der IGB. rief deshalb im November 1923 die Hilfe aller angeschlossenen Landeszentralen an, die insgesamt etwa eine halbe Million holländischer Gulden zur Unterstützung der deutschen Gewerkschaften aufbrachten.

Angeichts der Verelendung der Massen und der anhaltenden Wirtschaftskrise gewann die Reaktion zusehends an Boden. Die nationalistischen Elemente in den besiegten Ländern benutzten die verderbliche Nachkriegspolitik der Entente zu einer reaktionären und monarchistischen Propaganda, wobei man vor Blutergießen und Meuchelmorden nicht zurückschreckte. Die Arbeiterschaft der verschiedensten Länder erkannte nicht rechtzeitig die große Gefahr, sie führte den Bruderkrieg weiter und gab somit den Faschisten die Bahn frei. In Italien, Ungarn, Spanien und nicht zuletzt in Deutschland setzten die Unternehmer ein und führten den Kampf gegen die geistlich beschränkte Ausbeutungsfreiheit. Die Betriebsdemokratie und der Achtundtag sollten unter allen Umständen in diesem Kampfe beseitigt werden. Die soziale Fürsorge wurde als Hindernis des Wiederaufbaues der allgemeinen Volkswirtschaft bezeichnet. Zahllose Arbeitslose können noch heute nirgendwo in der Produktion untergebracht werden, und trotzdem geht in allen Ländern der Schrei nach Verlängerung der Arbeitszeit.

Deshalb war es eine der vornehmsten Aufgaben des IGB., den Kampf um die sozialpolitische Gesetzgebung auf internationaler Grundlage im Rahmen des Völkerbundes beim Internationalen Arbeitsamt in Genf zu führen. Die Forderungen des IGB. auf

dem Gebiete der internationalen Arbeitsgesetzgebung sind nicht ganz unbeachtet geblieben, das beweist die in den verschiedenen Staaten erfolgte Ratifizierung des Washingtoner Abkommens über den Achtundtag. Gegen die sozialpolitische Reaktion der Regierungen und Unternehmer haben vornehmlich die Gewerkschaften der einzelnen Länder den Kampf zu führen. Deshalb hat der IGB. wiederholt in der Öffentlichkeit seine mahnende Stimme erhoben und die Arbeiterklasse zur Einigkeit aufgerufen. Wenn nicht alle Blühträume der Klassengegner reifen konnten, so lag das an dem geschlossenen Widerstand der Gewerkschaften in den einzelnen Ländern.

Der Rathenaumord im Juni 1922 beleuchtete blühartig das Anwachsen der Reaktion in Deutschland und zwang die Arbeiterorganisationen zur gemeinsamen Abwehr. Auf Vorschlag des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes berief der IGB. die beiden sozialistischen Internationalen zu einer gemeinsamen Konferenz nach Amsterdam, die Stellung nahm zu den großen europäischen Problemen und ihre Bedeutung für die gesamte Arbeiterklasse. Das einschneidende Zusammenarbeiten der drei Internationalen führte zwangsläufig die bisher getrennten sozialistischen Parteien zur Einigung auf dem Kongreß in Hamburg.

Besondere Aufmerksamkeit widmete der IGB. der Bildungs- und Jugendfrage. Frauen-, Lehrer- und Jugendorganisationen arbeiten gemeinsam unter seiner Leitung in einer Bildungs- und Erziehungs-Internationale. In Brühl bei Köln, Schönbrunn und Tinz unterhält der IGB. sogenannte internationale Sommerkuren, die der Fortbildung und zugleich der internationalen Verständigung dienen. Als nächstes erstrebenswertes Ziel ist der Austausch junger Gewerkschaftler zur praktischen Betätigung in ausländischen Gewerkschaftsbüros ins Auge gefaßt.

Für den Jugendschutz arbeitete ein besonderes Jugendschutzkomitee, dem auch die Fragen des Lehrlingswesens, des Fortbildungsschulunterrichts, der Berufsberatung, Ferien, Lehrlings- und Ferienheime usw. überwiesen sind.

Große Aufgaben harren der Erfüllung, bis die Arbeiterklasse Träger der Wirtschaft geworden ist. Die Internationale der Gewerkschaften, die weltumspannende Organisation der Arbeit, wird diese Aufgaben erfüllen, wenn die Arbeiterklasse aller Länder mit heiligem Eifer und vollem Verständnis den gewerkschaftlichen Kampf in vollster Solidarität zu führen bereit ist.

Lohn- oder Preispolitik?*

Bei kritischer Ueberprüfung der Wirtschaftspolitik unserer Tage hindert grauer Zweifel das gerade Urteil: was ist eigentlich der stärkste Widerstand gegen die Gelendung: Dummheit oder Vergeßlichkeit? Die Realpolitiker sind auch hier natürlich die klügeren, sie rechnen mit jenen Tatbeständen als naturgegeben, bauen auf sie und verdienen mit ihnen. Wer aber am Strome der Zeit steht und nach Vernunft angeht, den packt der Stumpfsinn, er bekommt jenes ausdrucksvolle Antlitz, das Philosophen von andern Menschen unterscheidet.

Also: Wir haben eben erst zehn Semester praktischer Währungs- politik hinter uns gebracht. Bis ins letzte Dorf wurden die Lehrbegriffe der Geldtheorie: Golddeckung, Papierwährung, Inflation, Valuta, Geldkreislauf, Stabilisierung erlebt und geschäftspraktisch durchgeprüft, als verstanden. Die Devisentabelle und der Reichsbankausweis, ehedem Berufsgeheimnisse der Arbitrage und der Finanzspezialisten, wurden Unterhaltungsgegenstand für Abschüßeln; denn: kaum scheint die Währung stabil, so ist auch schon alles vergessen.

Die Realpolitiker rechnen mit jenem Tatbestand als naturgegeben, bauen auf ihn und verdienen mit ihm.

Deswegen schickte vor einigen Wochen der sogenannte Tarifaus- schuß der Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände Richtlinien zur Lohnpolitik heraus (siehe „Steinarbeiter“ Nr. 18 unter Rundschau und Gewerkschaftlichem. Red. d. Steinarb.), deren Inhalt jetzt als der Unternehmerrweisheit letzter Schluß in ganz Deutschland bei allen Verhandlungen den Gewerkschaftsvertretern entgegenbringt. Sie, die in der Inflationszeit täglich zwischen Tarifabschlüssen und kommunistischen Abendunterhaltungen gegen die freien Gewerkschaften hin und her gerissen worden sind und denen es heute noch nicht viel besser geht, stehen jenem neuesten Argument, wie der Berliner so schön sagt, häufig machtlos vis-a-vis, denn was wird ihnen gegenüber behauptet? „Die allgemeine Erhöhung des derzeitigen Lohn- und Gehaltsniveaus um einen Pfennig pro Stunde würde für die ganze Wirtschaft eine Mehrbelastung von 500 Goldmillionen im Jahr ausmachen... Regierung und Wirtschaft haben die gemeinsame Pflicht, sich gegen die mit einer allgemeinen Lohnerhöhung für die Währung verbundenen Gefahren mit allem Nachdruck zu stemmen... Wir müssen von dem Reichsarbeitsministerium, den Schlichtern und der Arbeiterschaft verlangen, daß sie diesen Gefahren auch ihrerseits Rechnung tragen, da der erneute Zusammenbruch der Währung auch die deutsche Arbeiterklasse vernichten würde...“

Wie gesagt, diese phantastischen Argumente verfehlen selten ihre Wirkung, sie erscheinen meist in ihrer überlegten Dummheit schlecht- hin unüberstehtlich. Erst bei ruhiger Nachprüfung, und dazu sind leider Lohnverhandlungen nicht der richtige Augenblick, ergibt sich der groteske Unsinn und damit die bewußte Unehrllichkeit jener Behauptungen.

Die 500 Goldmillionen sind natürlich gar nicht ein nach ihrer Bewilligung sich notwendig machender Zuschlag von 16% Prozent auf unsern derzeitigen Bargeldumlauf von rund 3 Millionen Goldmark! Wenn das richtig wäre, dann müßte ja auch jede Preissteigerung, zum Beispiel beim Brot um einen Pfennig — in Deutschland werden sicher täglich 20 Millionen Brote verkauft —, die Währung in Unordnung bringen. Oder wenn für Rohle 2 Prozent mehr angelegt werden müssen als bisher, dann hätte die Stabilität ebenfalls in die Wägen zu gehen. Wir erleben seit Monaten, daß trotz vieler Preissteigerungen das noch nicht eingetreten ist. Der Grund ist ja ganz klar: Der Geldumlauf, der Zirkulationsprozeß des Bargeldes, hat zwar viel mit dem Warenumlauf, aber nichts mit dem Umfang unsres Zahlungsmittelbestandes zu tun. Dies trifft um so mehr zu, als wir in Deutschland heute, ent-

* Kurt Heinig in „Globe“ Nr. 9.

Prechend der seit der Vorkriegszeit gedrückten Wirtschaft, durch- aus zureichende Mengen Zirkulationsgelder haben. Der Zusammen- gang besteht in Wirklichkeit darin, daß höhere Löhne den Waren- umlauf beschleunigen, der gelddrückte Konsumt leidet die Wirt- schaft, und Steigerung des Lohnanteils im Produkt fördert die technische Entwicklung, erhöht die Intensität des Produktions- prozesses, und dies jenseit die Preise! Wir wollen hier nicht auf den Automobilkönig Ford hinweisen, der dieses Experiment praktisch mit Erfolg durchgeführt hat, es sei aber festgesetzt: wenn jene Behaup- tung richtig wäre, dann wären die Arbeiter im Erzgebirge noch heute am Handwebstuhl, und die Postkutsche wäre rentabler als die Eisen- bahn.

Die Fehlerhaftigkeit des derzeitigen Zustandes der Wirtschaft liegt darin, daß sich in den Kreislauf als Hemmung die übergroßen Kreditmengen der Reichsbank eingeschaltet haben; sie verhindern die Gesundung der Wirtschaft. Sie ermöglichen dem Unternehmer, auf seiner Ware sitzen zu bleiben, den Betrieb unverändert zu lassen, die Preise zu halten, ja sogar zu treiben, statt sie zu senken, den Konsum zu beleben und so die Wirtschaft anzukurbeln. Unsere der- zeitige sogenannte Konjunktur verfaßt in den Lagern des Großhandels und der sonstigen Zwischenglieder der immer noch inflationistisch aufgeblähten Wirtschaft. Wahrscheinlich wird es so kommen, daß die In- dustrie für ihre jetzt wieder hochgeschraubte Produktion von den Ab- nehmern nicht einmal Geld bekommt, man treibt förmlich Wechsel- reiterei, nur um das verschleuderte oder auch nur festliegende Be- triebskapital durch neues Kapital aus Wuchererdiensten zu er- setzen, um immer wieder hohe und rasche Eigenerdienste zu er- zwingen. Der Privatgeizismus feiert Triumphe, und die Niedrig- haltung des Lohnes und der Gehälter soll ihn verewigen.

Die Arbeitnehmer haben alle Ursache, jene auf Dummheit und Vergeßlichkeit eingestellte Spekulation mit einer Konternine zu be- antworten. Die überall ausbrechenden Lohnbewegungen sind ihre Vorläufer; leider fehlt ihnen noch häufig der Kontakt mit den realen Tatsachen und Möglichkeiten. Dafür sorgen schon unsere lieben Kommunisten, daß den Gewerkschaften eine Korrektur dieser Mängel so schwer wie möglich gemacht wird.

Aber auch Freunde der breiten, noleidenden Massen wirken hindernd dadurch, daß sie die Tatsachen nicht sehen. So hat jetzt eben wieder in der „Sozialen Praxis“ an leitender Stelle Dr. P o t t h o f f, ein Mann, der als Arbeiterrechtler in unsern Reihen viel Achtung genießt, es unternommen, die Arbeitnehmer vor „einem neuen Fiasco“ zu warnen. Er meint, die Anurteilung der Wirt- schaft durch Steigerung der Löhne sei zwar „wirtschaftstheoretisch“ richtig, aber „sozialpsychologisch“ falsch. Bei der der- zeitigen Gemütsverfassung des deutschen Volkes würde sich jede Lohn- erhöhung als Teuerung aus und gefährde die Währung. P o t t h o f f schlägt als Ausweg die Verbilligung der Preise vor. Das klänge nach jener Reuterischen Satire, daß die Armut von der pauvertät kommt, wenn er nicht den Arbeitnehmern zugleich die Mittel des Preisdrucks vorschläge.

Dr. P o t t h o f f propagiert, daß Behörden und Verbraucher ge- meinsam die Preise bändigen sollen. „Auf Regierungen und Parteien muß ein Druck ausgeübt werden, der sie ängst und bange macht.“ Als wirksamstes Mittel des Preisabbaus schlägt er außer- dem noch den Käuferstreik vor!

Besonders die hohen Vorpreise haben es Herrn Dr. P o t t h o f f angetan. Er wünscht allen Ernstes, mit Hilfe der Genossen- schaften und Gewerkschaften möchte ein allgemeiner Boykott gegen die Wurst verhängt werden. „Ein einziger Erfolg wirkt Wunder.“ Auch hier sieht er psychologische Wirkungen auf die Preise.

Der „Einfluß der Behörden“ schaut in diesem Zusammenhang sehr nach Zwangswirtschaft, nicht bei der Produktion, sondern beim Endprodukt aus. Damit kämen wir wieder in die schöne Zeit der schwarzen Preise, der Schieberei und Hamsterei hinein. Einheitslichen Einfluß auf die politischen Parteien dieses Reichstages kann man sich nur schwer vorstellen. Und wenn die Gewerkschaften den kämpfenden Konsumenten die nötige Wurst zuführen sollten, dann müßten sie erst sämtlich Genossenschaftsmitglieder werden. An Nichtmitglieder dürfen die Konsumenteneine nichts verkaufen. Aber, wenn alle jene bremsenden Einflüsse verhilft und der Kampf doch möglich würde, dann hätten die Gewerkschaften erst noch die mit Bonfottbeginn einsetzende Haussee in Paris, Fest- und Dauerwurst zu überwinden, alles auf dem Rücken auch ihrer neuen Mitglieder. Danach kämen tausend andre Schwierigkeiten, die die wurstlose Zeit endlos machen könnten, das heißt natürlich für die Wenigen, die konsequent blieben. Aber wenn auch die Wurstwucherer überwunden werden könnten, ob vom siegreichen Wurstkrieg auch die Wirkung auf die Textil- und Kohlenpreise eine allzu große wäre?

Nach unserer Auffassung sind gerade bei Beachtung der Sozial- und Massenpsychologie die P o t t h o f f'schen Vorschläge völlig un- diskutabel. Es ist nicht richtig, daß der Mai 1924 mit dem Mai 1923 verglichen werden könnte. Aber das sind alles Einzelheiten. Ent- scheidend bleibt die Gesamtlage des Arbeitnehmers. Die Wahlen haben gezeigt, daß er auf die Organisation der Wirtschaft kaum noch einen Einfluß hat, seine Erziehungsmöglichkeiten gegenüber den Behörden sind auch reichlich beschränkt. So bleibt ihm nichts andres übrig, als seinen „wirtschaftstheoretisch“ richtigen Standpunkt praktisch als Lohnemp- fänger durch Forderungen zu vertreten. Alle and re wäre Selbsttäuschung. Und Selbsttäuschung gehört zu jenen Tatsachen, die die Gesundung der Wirtschaft verhindern. Deswegen sollte die Gewerkschaftsbewegung ruhig bei ihren alten Grundgedanken bleiben und keine neuen Fehler machen.

Gedanken über die Entstehung der großen Völkerstraßen.

Geschichtsstudie von Alexander K n o l l.*

(Nachdruck verboten.)

Wenn die ersten großen, dem Völkerverkehr dienenden Straßen, ja wann die Straße schließlich, entstanden ist, wird sich wohl nie- mals ermitteln lassen. Wie sie entstanden, läßt sich auch nur ver- muten. Möglicherweise, daß es der späteren Vorzeitforschung einmal ge- lingt, das erste Auftreten des Menschen und die ersten Massenwan- derungen historisch genau festzustellen. Vorläufig sehen wir noch in den allerersten Anfängen der Kenntnis der Urgeschichte der Mensch- heit. Wir wissen von ihr nur soviel, daß „der Mensch“ nicht an einem bestimmten Tage als fix und fertiges Produkt in die Schöpfung hineingeklebt wurde, sondern daß auch er, „die Krone der Schöpfung“, das vorläufige Ergebnis einer Entwicklungsreihe von Jahrtausenden ist, daß wahrscheinlich diese Entwicklung nicht auf allen Kontinenten unseres Planeten gleichzeitig und in gleichen Zeitabständen vor sich gegangen ist und ferner, wie ein Blick auf die derzeitige Völkergalerie dieses Planeten auch den ungebildetsten Laien lehrt, die einzelnen Teile dieser Bevölkerung sich höchst un- gleich entwickelt haben.

Da man nicht annehmen kann, daß das in irgendwelchen Zeit- alteren unserer Erde jemals anders gewesen ist, so läßt sich daraus schließen, daß auch die ersten Anfänge der Straße je nach dem Stande der Entwicklung der Gattung Mensch in den einzelnen Erdteilen gleichfalls in verschiedene Zeiterperioden entfallen müssen. Während die einen noch nicht die erste Stufe dieser Entwicklung erreicht haben, blicken die andern schon auf eine vieltausendjährige Vergangenheit zurück.

Vor den Germanen haben die Kelten große Gebiete Europas bevölkert und besonders die Gebiete, die später die Germanen be- siedelt haben. Diese verdrängten oder vernichteten ihre Vorgänger; nur in Irland und einem Teile von England, vielleicht auch Frank- reich gelang es den Kelten, Reste ihres Volkstums zu erhalten. Aber auch die Kelten waren keine europäischen Ureinwohner. Auch sie sind irgendwo einmal nach Europa eingewandert. Wann, das konnte bis heute nicht erforcht werden. Jahrtausende, vielleicht Jahrzehntausende vor den Kelten wohnte in Europa der Höhlen- mensch, der Dordogne. Früher noch als dieser aber ist schon der Neanderthalmensch dagewesen. Waren sie die ersten Menschen in Europa?

Auf der andern Seite wissen wir, daß es in Afrika, Australien und Asien Völkergruppen gibt, die bis heute über den Kulturstand des einseitigen südfranzösischen Höhlenmenschen nicht oder nur wenig hinausgekommen sind. Es gibt noch heute „Steinzeitvölker“.

Um auf die Straße zurückzukommen. Unter der Bezeichnung „Straße“ verstehen wir hier selbstverständlich nicht die Straße im engeren technischen Sinne, sondern die großen Weltverkehrswege, die schon seit Jahrtausenden der Wanderung von Menschenmassen und ganzen Völkern von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil, gebient haben.

Wenn in unserm gegenwärtigen Zeitalter alljährlich Zehntausende italienische Arbeiter über die Alpen nach den nördlichen Ländern wandern, wenn alljährlich Hunderttausende ehemals rus- sisch-polnische und galizische, heute polnische Arbeiter, nach den westlichen Ländern Europas wandern, um dort für ihre Hände Ar- beit, für ihre Familien Brot zu suchen, das ihnen der Boden ihrer Heimat zur Zeit nicht gibt, weil keine „Eigentümer“ gegenwärtig noch dringende Sorgen als höchste Steigerung des friedlichen Wett- bewerbes haben, — so beruhen diese Wanderströme im großen und ganzen dieselben Wege und Straßen, die ungezählte Generationen anderer Hungern den vor ihnen schon gezogen sind. Hin und her sind die Völker auf diesen großen Straßen des Weltverkehrs gewogen, in den meisten Fällen wohl als friedliche Massenwanderer, die nichts suchten, als eine Stätte zu friedlicher Betätigung. Oft genug aber auch als bewaffnete Kriegsscharen mit der Absicht, die Wohnplätze anderer Völker für sich zu erobern, die Bewohner derselben zu töten oder sich als Sklaven dienstbar zu machen oder aber auch lediglich um zu zerstören und alles, was des Mitnehmers wert erschien, zu rauben und sich anzueignen.

Drei große Meerestraßen insbesondere sind es, die Europa mit dem Osten verbinden. Die bekannteste und vielleicht am meisten begangene ist die große Völkerstraße vom Schwarzen Meere an der Donau aufwärts nach Mittel- und Westeuropa, mit Abzweigungen auch nach dem Süden unseres Erdteils. Auf ihr sind im letzten Dämmer vorgegeschichtlicher Zeit die einstigen Eroberer Griechenlands und der apenninischen Halbinsel herangezogen. Auf ihr sollen einst auch die germanischen Eroberer des heutigen Deutschlands wenig- stens zum Teil nach Mittel- und Westeuropa vorgezogen sein. Wahrscheinlich aber, wenn diese Annahme überhaupt zutrifft — sie ist heute umstritten — waren das nur die Nachzügler der großen germanischen Völkerfamilie. Denn wenn die neueren Forschungs- ergebnisse richtig sind, wonach ein Teil der Germanen, lange bevor sie das heutige Deutschland bevölkert haben, schon im Norden Euro- pas sesshaft waren, dann sind diese, als sie aus ihrer asiatischen Ur- heimat auswanderten, höchstwahrscheinlich auf den beiden nörd- lichen gelegenen großen Völkerstraßen gewandert, die parallel durch Zentralasien laufen, deren eine ihre europäische Verlängerung in der altberühmten „Hohen Straße“, die andre noch weiter nördlich gelegene ihren westlichen Endpunkt an der Stelle der heutigen Stadt Danzig hatte. Diese beiden Straßen erstreckten sich quer über zwei Kontinente, Asien und Europa. Die mittlere Straße führte von China, also von den Gestaden des Stillen Ozeans, durch Mittelasien,

* Eingangskapitel zu des Verfassers Werk über die „Ge- schichte der Straße“.

das südliche Rußland, Polen, durch Schlesien, Sachsen, nach Bremen und Lübeck bzw. nach dem Westen, nach Holland oder dem nördlichen Frankreich, also bis zur Nordsee. Die andre mag im fernem Osten wohl mit der eben genannten identisch gewesen sein, zweigte sich aber im mittleren oder westlichen Asien nördlich ab, ging wohl über Kasan, Nischni-Nowgorod und endete an der Ostsee bei der heutigen Stadt Danzig. Diese beiden Straßen sind es, die unser ganz be- sonderes Interesse in Anspruch nehmen, denn sie sind die ältesten Verkehrs- und Handelsstraßen der Welt, die sich der Mensch selber über die Kontinente gezeichnet hat. Bei der am südlichsten gelegenen war das letztere nicht in so hohem Maße der Fall, wenigstens soweit europäisches Gebiet in Frage kam, denn sie folgte in der Hauptsache dem Laufe der Donau und hatte somit zum größten Teile einen von der Natur vorgeschriebenen Lauf. Jene beiden Straßen jedoch über- querten nicht nur die größten Ströme und Flüsse, sondern sie über- stiegen verschiedentlich auch hohe und wilde Gebirge, führten durch weite Steppen, unabherrschbare Ebenen, riesige Sumpfgelände, zum Teil auch durch gefährliche Wüsten und Urwald.

Und, seltsames Geheimnis der Menschennatur! Obwohl es in all der vorgeschichtlichen Jahrtausenden, die hier schon Menschen- massen und Völker gewandert sind, sicher noch keine einzige ge- bahnte „Straße“, keine von irgendwelchen Techniken und Regie- rungsbeamten abgetesteten Tracen gab*, so kann als ganz sicher an- genommen werden — Denkmäler aus geschichtlicher Zeit bezeugen das —, daß die Horden, Sippen, Stämme und Völker, die im Laufe der Jahrtausende nach Osten und Westen geströmt sind, immer dies- selben Wege eingeschlagen haben, immer den Spuren ihrer Vor- gänger gefolgt sind. Und das, obwohl diese Spuren wohl in allen Fällen am nächsten Tage schon im Sande der Wüste vom Winde verweht, das Gras der Steppe darüber gewachsen, im Urwalde neues Wachstum darüber gewuchert und in den felsigen Gebirgs- übergängen überhaupt keine Spuren zurückgelassen waren!

Wer oder was ist es also gewesen, das da ungezählte Scharen immer wieder den Weg gewiesen, sie immer wieder auf die richtige Spur geleitet hat? Gab es vielleicht doch schon so etwas wie „Weg- weiser“? Wohl wissen wir, daß die Chinesen den Kompaß früher als die Europäer erfunden und benutzt haben. Aber auch die chinesische Erfindung des Kompaß fällt nach allem, was man da- von weiß, erst in das erste oder zweite Jahrhundert unserer Zeit- rechnung. Es ist doch aber undenkbar, daß die großen und kleinen Völkerzüge und Handelskarawanen, die im Laufe der Jahrtausende diese wahrhaften Völkerstraßen gezogen sind; lediglich auf gut Glück sich auf die Wanderung begeben haben. Gewiß, Naturvölker wissen sich an den Gestirnen des Himmels und manchen andern Erscheinun- gen der Natur zurechtzufinden; viel besser, als die auf ihr Wissen und ihre Bildung so stolzen „Kulturmenschen“ das auch nur ahnen. Aber das alles erklärt doch nicht zur Genüge die Tatsache, daß Menschen, die von Geographie keine Ahnung hatten, die weder schriftliche Auf- zeichnungen besaßen, noch sich auf die Erfahrungen anderer stützen konnten, auf Tausende von Meilen vielfach gänzlich „unwegsamem“ Gelände immer wieder dieselbe Straße gefunden haben! Hat es also doch schon vor Jahrtausenden „Wegweiser“ gegeben?

Zunächst — es hat solche ganz gewiß gegeben und August der Starke und sonstige Potentaten, die sich auf ihre „Erfindung“ der Wegweiser und Wegläuten soviel zugute taten, daß sie den Ruhm ihrer Erfindung und ihrer noch berühmteren Personen der Nach- welt in besonderen Denkmünzen erhalten zu müssen glaubten, sind elende Plagiatoren gegenüber den namenlosen und vergessenen Bar- barenhorden, die Jahrtausende vor ihnen der wandernden Mensch- heit „die Wege gewiesen“ haben. Der Beweis dafür läßt sich aller- dings nicht exakt und auch nicht durch irgendwelche Denkmünzen er- bringen, sondern nur durch Analogieschlüsse. Aber dieses Beweis- verfahren wird von der offiziellen Wissenschaft ja in unzähligen Fällen angewandt und hat vielfach zu den glanzvollsten Resultaten und bedeutendsten Entdeckungen geführt, denn die heutige Mensch- heit zum Teil ihre besten Erkenntnisse verdankt. Es geht aus von der Erfahrungstatsache, daß die meisten Erscheinungen im kulturellen Leben der Völker in den seltensten Fällen von dem einzelnen Volke völlig selbständig (a priori ist der wissenschaftliche Ausdruck dafür) hervorgebracht, sondern empirisch, d. h. auf die Erfahrungen anderer, früherer Kulturepochen gestützt — übernommen und weiter ent- wickelt werden.

Nun finden wir bei den Römern die Sitte, ihre Toten und be- sonders ihre berühmten Toten an ihren schönsten und vornehmsten Straßen zu begraben und ihnen da prachtvolle Grabmonumente zu errichten. Wir wissen auch, daß die Römer diese Sitte von den Griechen übernommen haben. Bei diesen galt es als eine große Ehre, an der Straße, besonders in der Nähe des Stadtores, bei- gesetzt zu werden. Zwar sucht Curtius diese Sitte auf eine andre ältere Sitte — oder in diesem Falle richtiger Ansicht — zurückzu- führen. Er führt an, daß es vorher gebräuchlich gewesen sei, die Toten in den Häusern aufzubewahren** oder zu bestatten, was natur-

* Was heute an solchen vorhanden ist, das sind spärliche und in diesem Falle recht zweifelhafte Errungenschaften der modernen Zivilisation, denn sie verdanken ihr Entstehen fast nur dem Macht- und Eroberungsdrange europäischer imperialistischer Raubpolitik. Nur das alte chinesische Reich machte hierin eine rühmliche Aus- nahme.

** Es scheint in dieser Hinsicht bei Curtius mehr Vermutung als wissenschaftliche Feststellung vorzuliegen, denn die Geschichte der Totenbestattung bezeugt uns, daß die Sitte, die Toten der Familie in der eignen Hütte zu bestatten, nur bei manchen Naturvölkern üblich war. Im 4. Jahrhundert vor Christi war man in hiesiger- scher Hinsicht dagegen im alten Griechenland schon so weit vorge- schritten, daß teilweise sogar die Feuerbestattung Einführung gefun- den hatte — um die Seele gründlich läutern und von allem Un- edeln befreien zu können.

Das westfälische Kalksteingebiet.

1. Hönnetal.

Folgen wir, von Balne kommend, dem Hönnetal, so sehen wir, daß die Hönne den Schichten des Massentales folgt und nicht wie andre Bach- oder Flußtäler zu beiden Seiten allmählich ansteigende Bergflänge besitzt, sondern steil aufragende Felspartien bis zu der Stelle, wo die Hönne den Massentalk verläßt. Dort nimmt das Tal seine normale Breite und die üblichen Formen wieder an. Das Verhalten des Tales ist auffällig, und bei Bergleichen mit andern Talbildungen muß uns der Gedanke kommen, daß es in anderer Weise gebildet sein muß!

Ziehen wir Vergleiche mit andern Tälern, zum Beispiel dem der Volme, so sehen wir an den vorhabenden Talterrassen (ein guter Aufschluß an der Volme befindet sich am Berghange bei der Station Delsfern), daß die Volme in steter Arbeit ihr Bett von oben bis unter eingegraben hat und in Zeiten ruhigeren Fließens die ab- tragende Tätigkeit in eine aufbauende verwandelte, das heißt, sie lagerte die mitgeführten Gerölle und Sande ab.

Im Hönnetale, dort, wo die Hönne die Kalkmassen durch- schneidet, fehlen solche Terrassen, nur stellenweise befindet sich ein der untersten Terrasse entsprechender Rest in einigen Metern Höhe über dem Talboden. Bei dem Orte Balne befindet sich die große Balner Höhle. Ein kurzes Stück Weges talwärts, in einem Kalk- steinbruch, wurde vor einigen Jahren eine kleinere Höhle er- schlossen. Bei dem Orte Binolen ist zu nennen die Reckenhöhle, in der Nähe von Klusenstein die Felsbohhöhle. Die Höhlen sind durch die zerstörende Wirkung des Wassers entstanden. Die Gestalt der Höhlen ist eine schlauchförmige mit weiteren Ausbuchtungen, letztere durch sogenannte Strudel hervorgerufen. Auch ist zu beobachten, daß die Hönne verschiedentlich ihren Lauf unterirdisch nimmt. Das Fehlen der Flußterrassen und das Vorhandensein der Höhlen legt den Gedanken nahe, daß hier die zerstörende Tätigkeit des Wassers

nicht durch Ausräumung ihren Vordringens schuf, sondern, daß das Wasser seinen Lauf unterirdisch suchte und durch Deckeneinstürze und Ausräumung das Tal herausarbeitete.

Auffällig ist, daß im Hönnetal nicht ein Bachlauf der Hönne zuströmt (soweit diese den Massentalk durchfließt), an keiner Stelle eine Quelle zutage tritt.

Die Kalksteinmassen sind mit zahllosen Rissen und Klüften durch- zogen, diese nehmen das Niederschlagswasser auf und bieten somit Gelegenheit, in das Gestein (in den Boden) einzudringen. Das durch die Risse und Klüfte eindringende Wasser wirkt auf die Seiten- wände der Spalten ein und greift diese chemisch an. Ist das Wasser mit Kohlensäure beladen, so ist die Lösungsfähigkeit beträchtlich und es ist imstande, mit der Zeit Spalten in Hohlräume umzugestalten. Wurde das in den Hohlräumen und Höhlen fließende Wasser durch tiefergelegene abgezogen, begann in den Höhlen eine andre Tätig- keit des Wasser! Das Wasser rann an den Wänden entlang, tropfte von der Decke zu Boden, gab einen Teil Kohlensäure ab an die Luft, verdunstete und ließ den aufgelösten Kalk zurück, und es entstanden die so wundervollen Tropfsteingebilde, welche wir in den Höhlen, besonders der Reckenhöhle, bewundern können!

Funde, besonders Knochen und Zähne, zeugen davon, daß diese Höhlen auch Lebewesen beherbergten. Besonders häufig finden sich Reste von Höhlenbären. So wurden in obengenannter kleinerer Höhle, welche vor einigen Jahren ausgeräumt wurde, Knochenreste von zirka 18 Höhlenbären gefunden. Zwei vollständige Skelette be- finden sich im Museum zu Minden. Auch Mammuthzähne und Knochen wurden gefunden (in der Reckenhöhle). Da letztere keine Höhlenbewohner waren, ist anzunehmen, daß diese verunglückten und durch das Wasser die Reste in die Höhlen gelangten und in dem Höhlenlehm eingebettet erhalten blieben. Die Verwitterungs- produkte des Kalksteines, lehmartige Masse, in den Spalten an- gehäuft, bietet der Vegetation einen guten Nährboden, und wir sehen in den Spalten zwischen den Felsblöcken überall die Pflanzen- welt üppig wuchern, selbst die Buchen finden einen auten Nähr-

boden und bieten im Herbst, wenn das Laub sich bunt gefärbt, im Berein mit den grauen Felsen ein herrliches Bild.

R. B., Dortmund.

Der Kreuzstein.

Es steht ein Stein am Wege,
Ein alter, grauer Stein,
Es grub in ihn der Steinmeh
Kreuz und Beil hinein.

Als Untatsangedenken
Er dort am Wege steht,
So meldet die Bauernkunde,
Die von dem Steine geht.

Keiner wurde vergessen,
Jedem ward sein Teil,
Ein Kreuz bekam der eine
Der andere das Beil.

S. Däns.

Zwei Menschen ehre ich und keinen dritten. Erstens den sich mühen den Arbeiter, der mit von der Erde geschaffenen Werkzeugen mühsam die Erde besiegelt und sie zum Eigentum des Menschen macht. Ehrwürdig ist mir die harte, rauhe, verkrümmte Hand, worin nichts- bestoemiger eine unaussprechlich-königliche Majestät liegt, denn sie führt das Szepter dieses Planeten. Ehrwürdig ist auch das rauhe, verwitterte, beschmutzte Gesicht eines Menschen, der so lebt, wie ein Mensch leben muß. . . . Einen zweiten Mann ehre ich hoch: den, welcher für das geistig Unentbehrliche arbeitet. Ist nicht auch er in seiner Pflicht, indem er nach innerer Harmonie strebt und diese durch Wort und Tat in all seinen äußeren Bestrebungen offenbart? — Diese zwei Menschen in all ihren Arten und Abtufungen ehre ich. Alles andre ist Staub und Spreu, die der Wind wehen kann mahin. ex. null.

gemäß mit großen Unzulänglichkeiten in gesundheitlicher Hinsicht verbunden gewesen sei. Mit der fortschreitenden Erkenntnis der damit verbundenen sanitären Gefahren habe dann die Gesetzgebung in dem oben angeführten Sinne gewirkt, indem man die Beisehung an den Straßen mit einem gewissen Nimbus umgab.

Die Griechen selbst hatten den Glauben, daß ihre ersten Kunststraßen ein Geschenk der Götter gewesen seien. Sie hatten also das Bewußtsein, daß sie selbst nicht die Erfinder ihrer zum Teil tatsächlich sehr guten Straßen gewesen sind. Sie haben die Kunst des Straßenbaues in ihrem Lande schon vorgefunden, als sie es besiedelten oder eroberten. Oder aber diese Kunst ist ihnen in sehr weit zurückliegender Zeit von außen gebracht worden, hatten es aber im Laufe der Jahrhunderte vergessen, welches Volk ihnen diese Kunst und damit die Wohltat ihrer Straßen übermittelt hatte. In solchen Fällen haben die Menschen der Vergangenheit — und nicht nur diese — immer nach übernatürlichen Erklärungen gesucht. Curtius nimmt an, daß die Phönizier es waren, die die Kunst des Straßenbaues nach Griechenland brachten. Wir wissen, daß die Phönizier, obwohl ein überaus tüchtiges Handelsvolk, doch selber nie ein eigenes staatliches Leben entwickelt haben, sondern als Gastvölker in den alten orientalischen Großstaaten lebten. Diese großen Reiche der Ägypter und Sumerer, in denen nacheinander die Sumerer, Ägypter, Perser und Ägypter geherrscht haben, waren ausgesprochene Militär- und Erobererstaaten, die deshalb auch ein ausgeprägtes, gut organisiertes zentrales Straßensystem besaßen. In den Randgebieten dieser ehemaligen Großstaaten sahen die Phönizier als friedliche und deshalb zumeist wohlgeleitete Untertanen, die durch ihre ausgedehnten Handelsbeziehungen ihren Schutzherrschaften ständig neue Reichtümer zuführten. Wenn die Phönizier also als Pioniere der Straßenbaukunst in der damaligen bekannten Welt auftraten, so hatten sie diese Kunst in ihrer Heimat studiert.

Wir wissen weiter, daß an den Hauptstraßen der genannten Reiche sich monumentale Bauten, Türme oder Stupas, befanden. Sie haben in der Hauptsache wohl Sicherheitszwecken gedient, wie die Höckerkastele an den späteren Römerstraßen. Aber wer vermag heute zu sagen, daß diese Stupas daneben nicht auch noch kultischen Zwecken gedient haben. Besonders wenn man bedenkt, daß sie zugleich auch stets Symbole der Herrschaftsgewalt waren, der Gewalt desselben Herrschers, der vielfach in einer Person die jeweils herrschende Gottheit vertrat. Oder wer vermag zu sagen, ob neben den Wäch- und Wachtürmen nicht noch andre, nicht profanen Zwecken dienende Monumentalbauten an den Straßen dieser Reiche gestanden haben, wie es z. B. Ägypten und andre ältere Hochkulturen für das alte Indien bezeugen? Auch in Europa will man an den ältesten Handelsstraßen bauliche Reste aus vorgeschichtlicher Zeit gefunden haben, die mit den Stupas der alten orientalischen Straßen identisch sein sollen.

In der Mongolei findet der Reisende an allen gefährlichen Gebirgsübergängen — und wegen des Mangels jeglicher Straßenpflege sind sie fast alle gefährlich — zahllose „Obos“, d. h. einfache Steinmonumente, mitunter auch nur lose Steinhäufen um einen größeren unbefestigten Fluß aufgeschüttet, die angeblich errichtet worden sind, um die bösen Geister oder Dämonen des Gebirges zu versöhnen, sie den Reisenden und Karawanen, die die gefährlichen Pässe überschreiten müssen, günstig zu stimmen. Keine Kunde meldet, wann der „erste“ Obos errichtet wurde, wer ihn errichtet hat und aus welchem Anlaß es geschah ist. Aber in der heutigen Bedeutung der Obos liegt zugleich auch ihre Erklärung: Als vor Jahrhunderten die „erste Reisegesellschaft“ einen dieser gefährlichen Pässe überschritten hat und eines oder mehrere ihrer Mitglieder den Tücken des Hochgebirges zum Opfer fielen, da haben seine glücklicheren Reisegefährten, um die bösen Geister zu begütigen und für sich günstiger zu stimmen, vielleicht auch, um ihnen zu danken, daß sie selbst schon glücklich geblieben waren, einen solchen Obos errichtet. Ohne weiteres denken wir an eine ähnliche Erscheinung in unsern deutschen Hochgebirgen: die sogenannten Warteisen, das sind Gebirgsfelsen oder Steine zum Gedächtnis Verunglückter. Wer will bestreiten, daß „Obos“ und „Warteisen“ nicht Ausdruck desselben Gedankens sind, ursprünglich wenigstens?

Auch in Tibet stößt der Reisende an den großen Straßen auf unzählige Steinmonumente, die z. B. sogar noch heute zugleich auch eine Art von Grabmälern darstellen. In seiner kulturgeschichtlich wertvollen Schrift über „Mitaraspa“, einen tibetianischen Heiligen, bezieht sich Bertold Laufer diese Monumente als „potted Lama“. Bemerkenswert ist, daß er diese Monumente besonders zahlreich in der Nähe der Trümmerstätte einer heute nicht mehr bestehenden Stadt „Klaas-itsac“ gefunden hat. Hier hätten wir also etwas dem griechischen Brauch vollkommen Analoges, wenn nicht gar ein vollkommenes Vorbild desselben.

Wir können aber getrost noch einen Schritt weiter gehen. Die Wälderkarawanen haben Menschenverluste nicht nur bei ihren Ueberzügen über die Gebirge erlitten. Dasselbe war der Fall bei den Zügen durch die Ebene, durch Sümpfe, beim Uebersteigen reißender Flüsse, ganz abgesehen von der Abwehr feindlicher Ueberfälle und sonstiger Gefahren der Wildnis. Je zahlreicher die wandernde Horde war, um so langsamer kam sie naturgemäß vorwärts. Würde sie nicht gerade von andern Herden, die ihr folgten, gedrängt, dann mochte sie sich wohl Zeit lassen. Zählte sie nur nach Hunderten von Köpfen, so hatte sie es leichter, einen für die dauernde Anjiedlung geeigneten Platz zu finden. Umfaßte die wandernde Gruppe aber eine mehrtausendköpfige Stammesfamilie, dann mochte es mitunter wohl Jahre dauern, ehe eine solche eine für dauernde Siedlung geeignete Landschaft antraf. An heutige Marschgeschwindigkeit darf man dabei überhaupt nicht denken, denn eine solche wandernde Horde führte naturgemäß alles mit sich, was sie für ihre Zwecke bedurfte. Siedlungsgesellschaften, die für das nötige tote und lebende Inventar gesorgt hätten, gab es in diesen Zeiten aller Wahrscheinlichkeit nach noch nicht und auch keine Abzahlungs-geschäfte, die das Nötige auf Kredit geliefert hätten.

Auf diesen langen Wanderungen ist naturgemäß manches Mitglied des Stammes oder der Horde lange vor dem erreichten Ziele gestorben oder sonst zugrunde gegangen. Nicht alle aber werden sie der Sitte der Tibetener gehuldigt haben, die ihre Toten den Raubtieren zum Fraße überlassen, sondern haben sie in irgendeiner Art bekräftigt, insbesondere dann, wenn die Bodenverhältnisse das zuließen, was in Tibet in einem großen Teil des Landes aus geologischen und klimatischen Ursachen nicht möglich ist. Ist aber der Geforderte ein Stammeskapitän, ein Priester oder Zauberer oder sonst eine „Standesperson“ gewesen, dann werden ihm seine überlebenden Stammesgenossen in den meisten Fällen sicher ein „Denkmal“ in irgendeiner Form „an der Straße“ gesetzt haben. Vielleicht sind auf diese Art auch manche „Hünengräber“ entstanden, die wir ja fast über ganz Europa zerstreut finden. Die eigentlichen Hünengräber kommen fast stets nur vereinzelt vor, was wohl dafür spricht, daß es sich um Grabstätten besonders angesehener Persönlichkeiten handelt. Die Hünengräber teilen auch noch heute vielfach das Schicksal der Obos in der Mongolei insofern, als sie von Unwissenden als böses Geheimnis angesehen wurden. Das beweisen schon die zahlreichen schrecklichen Namen, mit denen sie der Volksmund belegt hat. Um so mehr ist anzunehmen, daß auch den großen Wälderkarawanen wandernde Herden die von ihren Vorgängern — das Wort hier in doppeltem Sinne genommen — errichteten Grabmäler zumeist mit großem Mißtrauen, ja sogar mit geheimer Furcht, betrachtet haben. Aber gerade das hat sie vielleicht am wirksamsten vor der Zerstörung geschützt. Und so sind die von den einzelnen Herden in Jahrhunderten und Jahrtausenden errichteten Wanderungs-Grabmäler tatsächlich zu „Wegweisern“ geworden. Was die später des Weges ziehenden unmissenden Herden vielleicht als Gebilde und Wohnstätten böser Gewalten angesehen haben, war in Wahrheit der gute Genius der Menschheit, der sich — ihnen unbewußt und unerkannt — hier offenbarte. Die Denkmäler der Toten wiesen den Lebenden den Weg in fremde Lande, in unbekannte Weiten. Die Grabmäler der wandernden Wälderkarawanen wurden in Wahrheit die Wegweiser der

späteren Geschlechter nicht nur zu neuen Wohnstätten, sondern zu einer höheren Kultur.

So und nicht anders muß die Entstehung der uralten Straßen des Weltverkehrs erklärt werden — und im Grunde genommen ist es ja heute noch so: die lebenden Geschlechter gehen zugrunde und bereiten den kommenden den Weg, ob sie das wollen oder nicht. Wir heutigen aber genießen vor früheren Geschlechtern den ungeheuer großen Vorzug, es wollen zu können — also: seien wir uns einig, es zu wollen!

Aus den Zahlstellen.

Unser Lohnkämpfe. Streik der Quarzschleiferarbeiter in Crummenhorst; der Steinseger und Berufsgenossen in Leipzig und in Erfurt. — In Koblenz (Steinmehlen).

Gesperri: In Niederlamitz (Oberfr.) der Schleifereibetrieb von Reul. In Detmold der Steinbruchbetrieb Carl Meier u. Sohn.

Erledigte Kämpfe: In München für das Plasterergewerbe, ebenso in Wilhelmshaven-Küstringen, damit hat sich die Sperre über die Firma Möller erledigt.

Zugzug ist fernzuhalten: Außer den Orten unter Streik und Sperre von Duisburg (Steinmehlen und Schleifer).

Schweiz. Wärenlos. Der Steinmehlemeister Schmidlin sucht in Deutschland Steinmehlen anzumerben. Vor Arbeitsannahme wird gewarnt. Der Platz ist gesperri!

Internationale Gegenseitigkeit. Vom Kollegen R. Kolb-Zürich, dem Sekretär der Steinarbeiter-Internationale, wird uns geschrieben: „Zur Zeit sind in der Schweiz eine Anzahl organisierte deutsche Steinarbeiter beschäftigt, von welchen viele ihren internationalen Verpflichtungen nicht nachkommen. Diese letzteren arbeiten meistens auf dem Lande. Sie melden sich bei den bestehenden Organisationen oder der Zentrale nicht an und bleiben entweder mit der Beitragsleistung in Rückstand, bis sie wieder nach Deutschland zurückgekehrt sind, oder aber — und solche Fälle verzeichnen wir zur Zeit einige — zahlen ihre Beiträge nach der früheren Zahlstelle in Deutschland. Beides ist eine Verletzung der internationalen Verpflichtungen und tragen nicht bei, die Achtung der deutschen Arbeiterchaft zu stärken. Die Zahlstellen in Deutschland sollten sich ernstlich bemühen, solchen Kollegen nicht nur keine Beiträge abzunehmen, auch bei ihrer Rückkehr nicht, sondern diesen Kollegen klipp und klar zu sagen, was sie zu tun haben. Wir haben Steinmehlen beschäftigt in Männedorf, Rapperswil, Scherikon, Buch, Wädenswil, Bärlach, Wallisellen, im Kanton Thurgau und Bern, die in Deutschland organisiert sind, seit Wochen und Monaten hier arbeiten und bis heute trotz Mahnung sich unserer Organisation nicht angeschlossen haben. Bei ihrer Rückkehr im Winter nach Deutschland müssen sie von den dortigen Zahlstellen als Nichtorganisierte behandelt und verpflichtet werden, auch nachträglich ihre Beiträge am Arbeitsort zu entrichten.“

Zahlstellen und Verbandszeitung. Der Eigenbezug des „Steinarbeiter“ bürgert sich immer mehr ein. Nachdem nun die Arbeitsmöglichkeit eine bessere geworden ist, gehen auch einige Zahlstellen dazu über, die Zeitung für jedes Mitglied zu beziehen. Bisher hatten diese Zahlstellen den Bezug so geregelt, daß nur einige Exemplare auf den Betrieb entfielen, die dann den Kollegen im Betrieb zum Lesen zur Verfügung standen.

Die beste Regelung bleibt jedoch nach wie vor der Einzelbezug durch das Mitglied selbst! Es bekommt dann wöchentlich seine Zeitung vom Briefträger ins Haus getragen und ist spätestens am Freitag jeder Woche in ihren Besitz. Einmal eingeleitet läßt der Briefträger jeden Monat die wenigen Pfennige und die Zustellung geht wie am Schnürchen.

bleibt der „Steinarbeiter“ aus, oder die Zustellung erfolgt unregelmäßig, dann übergibt man zunächst dem Briefträger oder dem zuständigen Postamt einen Zettel mit folgender Beschwerde:

„Der Steinarbeiter“ Nummer... die am... erschnen sollte, ist mir bis heute nicht zugegangen, bitte um seine umgehende Nachlieferung. Ort und Datum. Straße. Name.

Erst wenn diese Beschwerde keinen Erfolg zeitigt, wende man sich an die Redaktion des Steinarbeiter nach Leipzig, damit von hier aus die Beschwerde geordnet werden kann.

Die Bezugsgebühren, außer Bestellgeld, können nach wie vor auf den Wochenbeitrag angerechnet werden; die Mehrzahl der Bezahler verzichtet allerdings auf diese Anrechnung aus Gründen, die schon oft an dieser Stelle dargelegt wurden und in der Richtung der finanziellen Kräftigung des Verbandes liegen. Wer den „Steinarbeiter“ nicht liest, ist natürlich nicht informiert über die Vorgänge im Organisationsleben und im Beruf und verliert die Fühlung außerhalb seines Wohnorts. Das entspricht aber nicht den gewerkschaftlichen Anforderungen, die jedes Mitglied befolgen soll. Darum Kollegen! Abonniert den „Steinarbeiter“ bei der Post und schenkt die kleine Mühe der Bestellung nicht!

Steinarbeiter.

Schleifereibranche. Bericht von der am 15. Juni in Beiersdorf bei Lübau stattgefundenen Bezirkskonferenz. Anwesend waren außer den Delegierten die Kollegen Winkler und Wunderlich vom Zentralvorstand. Nicht vertreten waren 6 Plätze. Kollege Winkler begrüßt die Eröffnungen und betont, daß die Zentrale der heutigen Konferenz große Bedeutung beimißt, was auch die Anwesenheit von zwei Zentralvorstandsmitgliedern beweist. Zur Tagesordnung übergehend: „Stellungnahme zur gegenwärtigen Lage“, führt er ungefähr folgendes aus: „Die jetzige Situation hat sich derart zugespitzt, daß eine Konferenz dringend notwendig wurde. Zurückergriffend auf den bisherigen Gang und Verlauf der bis dato gepflogenen Verhandlungen, schildert er das Endergebnis, welches lautet, daß die Arbeitgeber das W.D.G. sowohl wie der Verband bayrischer Grantmehle es strikte ablehnen, irgendwelche Lohnaufbesserung zu gewähren. Die Tatsache, daß die bisher scheinbar friedlichen Brüder in dieser Frage konform gehen, zeigt, daß das ganze bisherige gegenseitliche Gebaren beider Verbände nur zum Schein aufrichterhalten wurde und läßt weiterhin den Schluß zu, daß wir bei einer event. Aktion mit Gegenmaßnahmen beider Unternehmerorganisationen zu rechnen haben. Er gibt nun einen finanziellen Ueberblick und erklärt: „Obwohl unsere Lage keine rosigte ist, haben wir doch keinen Grund, alles, was uns Unternehmerwillig bietet, hinzunehmen, im Gegenteil, der Notwendigkeit, Kämpfe führen zu müssen, können wir nicht aus dem Wege gehen. Die Zentrale wird jeden mit Aussicht auf Erfolg bietenden Kampf bis zum Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit unterstützen, freilich fordert ein Kampf auch von den Kollegen große persönliche Opfer. Es sei nun Aufgabe der Konferenz, zu überlegen und zu beraten, und jede Möglichkeit von Sieg oder Niederlage zu erwägen. Die Zentrale sei nicht hier, um etwa zu bremsen, sondern sie habe größtes Interesse, daß andre Schritte unternommen würden, denn von neuen Verhandlungen verspreche sie sich sehr wenig. Es sei nun die Frage bezüglich der Konjunktur und der Opferwilligkeit der Kollegen aufzuwerfen. Im Zusammenhang hiermit verweist er auf die Kämpfe der Berg-, Metall- und Bauarbeiter, welche in der Lage waren, dank der Einsicht ihrer Mitglieder, die bisherigen großen Kämpfe sogar ohne finanzielle Unterstützung aus der Hauptkasse zu führen.“ Die Aussprache war sehr umfangreich. Einmütig kam zum Ausdruck, daß wir alles versuchen müssen, um zu einer besseren Entlohnung zu gelangen, denn wir stünden so ziemlich am Ende aller Branchen, und mit den uns bisher gegebenen Prozentsätzen könne es unmöglich noch weitergehen. Während nun ein Teil der Kollegen sich auf den Standpunkt stellte, daß nur Kampf, und zwar ein solcher auf der ganzen Linie, uns eine Aussicht auf einen nur

einigermaßen auskömmlichen Lohn bietet, schlägt ein anderer Teil der Kollegen als Zwischenschritt die Bildung des Berufes vor und rät, jede sich bietende Möglichkeit, in andern Branchen unterzukommen, auszunützen, und so den Kampf, dessen Notwendigkeit auch dieser Teil ohne jede Frage anerkennt, zu erleichtern. Wiederholt wurde freilich auf der Einwurf gemacht, daß die günstige Konjunktur vorüber sei, doch sei jetzt die Tatsache maßgebend, daß es so wie momentan auf keinen Fall bestehen bleiben könne. Weiterhin kam auch der Aufbruch der Goldschmiede zur Sprache und auch der Abschluß im Falle Schmidt (Dezember 1923) kam wieder auf Tapet. Daß Schmidt trotz allem noch als Angestellter fungieren kann, sei für die Kollegen schwer verständlich. Die Erledigung dieser Angelegenheit in Schwarzenbach habe keinesfalls die Billigung der Leipziger Kollegen gefunden. Dergleichen wurde der Vorwurf erhoben, die Zentrale habe während der Inflation wiederholt versagt. Kollege Winkler ging dann auf das Vorgebrachte ein und führte aus, er gebe zu, daß die Beilegung im Falle Schmidt nicht nach dem Wunsch aller Kollegen erfolgte; er versuchte aber auch, die ganze Angelegenheit im Zusammenhang mit den damaligen Verhältnissen zu betrachten. Von diesem Standpunkt aus gesehen, kann man Schmidt nicht des bösen Willens oder der Unfähigkeit zeihen. Im übrigen habe die Zentrale seinerzeit sofort die Kündigung des Abkommens veranlaßt und auf die Rückgängigmachung hingewirkt. Zur Sache, welche uns heute beschäftigt, bemerke er, daß wir durch Kritik an der Vergangenheit nicht weiterkommen. Im Innern unseres Verbandes sei auch auf Seiten der Kollegen viel gesündigt worden und es gäbe hier viel zu bessern. Im großen und ganzen sei das Hauptaugenmerk auf die Entscheidung, welche die heutige Konferenz bringen müsse, zu richten. Auch Kollege Wunderlich war genötigt, bezüglich dem „Vertrag der Zentrale“ das Wort zu ergreifen und wies nach, daß die bisherigen Lohnverbesserungen nur auf Grund eingegangener Verpflichtung von Seiten der Arbeitgeber erfolgten, von einer freiwilligen Erhöhung durch die Unternehmer, wie ein Kollege vermutete, könne keine Rede sein. Im allgemeinen habe er den Eindruck, daß die Kollegen wenig informiert seien, mehr Lesen des „Steinarbeiter“ und Aufmunterung der Indifferenten sei unsere Aufgabe; zur Sache selbst setze er auf dem Standpunkt, daß nur ein Kampf uns vorwärtsbringe. Obwohl man sich auf der Konferenz über die Notwendigkeit eines Streiks im Grunde einig war, konnte man sich doch nicht zu einem Ultimatum an die Unternehmer verständigen, und man einigte sich auf die in Nr. 25 des „Steinarbeiters“ veröffentlichte Entschleunigung. Nachdem Kollege Winkler den Delegierten mit auf den Weg gab, nun im Sinne des Ergebnisses zu handeln, die Kollegen auszurufen und zu ermahnen, sich bereit zu halten, und jederzeit auf den Ruf der Zentrale zu hören, denn die Entwicklung der Situation kann so sein, daß der Kampf, wenn auch heute noch nicht perfekt, zur unvermeidlichen Notwendigkeit wird, war der wichtigste Punkt erledigt. Unter Verschiedenem wurde auf die Bekanntmachung im „Steinarbeiter“ bezüglich der Kampffondsarbeiten erinnert, dergleichen das geringe Abonnement des „Steinarbeiters“ im Verhältnis zur Mitgliederzahl kritisiert, auf das 40jährige Bestehen unseres Verbandes verwiesen und die Delegierten ersucht, für die anlässlich dieses Jubiläums erscheinende Festnummer zu werben; mehr Nutzen wäre allerdings für beide Teile, wenn sich jeder Kollege zum Abonnement seines Fachblattes verstehen könnte. Mit einem Appell, daß jeder Kollege in dem Betrieb verpflichtet ist, mitzuwirken und wichtige Vorkommnisse baldmöglichst der zuständigen Stelle zu übermitteln sind, fand die antugend verlaufene Tagung ihr Ende.

Demitz-Thumitz. Am 31. Mai fand in Bischofswerda eine Bezirkskonferenz der Zahlstellen der sächsischen Oberlausitz statt. Diese Konferenz war gut besucht. Den Vorsitz führten Kollegen Schuster und Sieber aus Demitz. Schriftführer war Kollege Wagner aus Kamenz. Als 1. Punkt der Tagesordnung wurde der Reichsarbeitsvertrag behandelt. Den Bericht über den Abschluß gab Kollege Schuster als Teilnehmer an den Verhandlungen in Berlin und erläuterte den Anwesenden den ganzen Hergang seit der Kündigung des alten Vertrags bis zum am 20. Mai erfolgten Abschluß. Gauleiter Mühlle behandelte ebenfalls eingehend den Vertrag. Die Kollegen erklärten, obwohl sie der Vertrag nicht befriedigte, daß er anerkannt werden muß und die Verhandlungskommission bemüht gewesen ist, das Beste für die Kollegen herauszuholen. — Punkt 2. Bezirkslohnstarife. Hierzu werden Vorschläge von Kollegen Mühlle und Schuster der Versammlung unterbreitet und alsdann bestimmte Richtlinien zu den Tarifen gegeben. Dann wird beschlossen, sofort örtliche Kommissionen zu bilden, aus denen sich dann eine Bezirkskommission für jede Gruppe zusammenstellt. Einmütig war die Aussprache, daß nun ernstlich an die Schaffung neuer Bezirksstarife herangegangen werden muß. — Punkt 3. Letzte Lohnverhandlung. Der Gauleiter ging im allgemeinen auf die Entlohnung untrer Kollegen im Bezirk ein. Besonders die letzte Verhandlung am 30. Mai behandelte Mühlle. Nach längerer heftiger Aussprache wurde das Ergebnis der Lohnverhandlung gegen eine Minderheit angenommen. Unter Gewerkschaftlichem wurde noch darauf hingewiesen, daß jeder Kollege einen Stundenlohn als Wochenbeitrag zu entrichten habe und außerdem die vorgeschriebenen Extramarken.

Steinseger und Plasterer.

Jüterbog und Luckenwalde. Die Verhandlungen zum Abschluß eines Lohnabkommens gestalteten sich recht schwierig. Es kam deshalb zu einer kurzfristigen Arbeitseinstellung. In den darauf stattfindenden Verhandlungen erklärten die Arbeitgeber, daß die Maurer 66 Pfg. Stundenlohn haben, und sie den Steinseger deshalb nicht mehr als 75 Pfg. Stundenlohn bewilligen könnten. Der Gauleiter erwiderte darauf, daß der angegebene Stundenlohn des Baugewerbes kein Beweis dafür sei, daß die Lebenshaltung dieser Arbeiter einigermaßen zufriedenstellend wäre. Vieles müsse aber unbedingt berücksichtigt werden, das letzten Endes auch der Arbeitseffekt davon abhängt. Nach langem Verhandeln konnte dann der Stundenlohn für Steinseger auf 87 Pfg., für Kammer auf 77 Pfg. und für Hilfsarbeiter auf 52 Pfg. festgelegt werden. Für jede Kategorie sind außerdem 4 Prozent des Stundenlohnes an die Wohlfahrtskasse zu zahlen.

Prigwal. Für den Bezirk der Steinsegerzwangsinnung Prigwal fanden am 15. Juni cr. Lohnverhandlungen statt, zu denen auch Gauleiter Schenke erschienen war. Der Obermeister Krüger vertrieb auf die Senkung der Handelspreise und die Konkurrenz des Baugewerbes. Mit Stundenlöhnen von 45, 50 und 55 Pfg., die dort gezahlt würden, müßte gerechnet werden; andernfalls stellen diese Firmen mit den billigeren Arbeitskräften die überwiegend vorhandenen Rundsteinpflasterarbeiten fertig. Kollege Schenke erwiderte, daß die Arbeitgeber wohl auch kein Interesse an den niedrigen Löhnen hätten. In Bezirken mit niederen Löhnen nehme das Kleinmeisterum überhand. Die Lebensbedingungen würden dadurch also für beide Teile ungünstig beeinflusst. Nachdem sich noch einige Innungsmitglieder im Sinne des Obermeisters geäußert, wurde für den Bezirk Wittenberge vereinbart: Mit Wirkung ab 14. Juni cr. beträgt der Stundenlohn für Steinseger und Steinhauber 75, für Kammer 65 und für Hilfsarbeiter 60 Pfg. In den übrigen Lohnbezirken für Steinseger und Steinhauber 65 Pfg., für Kammer 58 und für Hilfsarbeiter 53 Pfg. Bei Arbeiten, die über 5 Kilometer vom Wohnort des Arbeitgebers entfernt liegen, werden im Geltungsbereich der Innung allen Kategorien 5 Pfg. je Stunde gezahlt. Bei Arbeiten über 12 Kilometer, bzw. wo übernachtet werden muß, ist außerdem halbe Kost zu gewähren.

Wilhelmshaven-Küstringen. Der Streik der Steinseger und Berufsgenossen in Wilhelmshaven, Küstringen und Umgebung ist nach vierwöchentlicher Dauer mit einem fast vollem Erfolg beendet worden. Es wurde ein Tarif abgeschlossen, der den Kollegen eine Lohnverbesserung von mindestens 10 Prozent brachte; außer den kurzfristigen Arbeitsverhältnissen müssen die Unternehmer 2 Prozent in die Ferienkasse zahlen,

